Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 85 (1991)
Heft: 1

Artikel: Schweizer Haus - europäisches Haus : über den Verfall von Metaphern
Autor: Züfle, Manfred
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-143589

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Manfred Züfle

Schweizer Haus – europäisches Haus
Über den Verfall von Metaphern

«Der Scheinputsch» oder: «La réalité dépasse la fiction»

Ich habe in den Jahren zwischen 1983 und 1989 einen Roman geschrieben mit dem Titel «Der Scheinputsch». In der Zeit nach der endgültigen Repression der *Bewegung von 1980*, nach der polizeilichen Schleifung bei Nacht und Nebel eines hoch symbolischen, eines hoch besetzten Hauses, des AJZ (Autonomes Jugendzentrum) in Zürich, ist das Buch entstanden. Für mich war damals und schon vorher mehr eingerissen worden als ein Haus. Der Abriss von hoch besetzten Behausungen ging und geht, wie man weiss, weiter, auch in Basel und Bern; fast Denkmalgeschütztes stand gerade noch in Bern zur Disposition.

Mir hatte sich die Atmosphäre dieser Zeit immer mehr zu einem Einfall verdichtet, der sich immer deutlicher als ein eminent helvetischer und als ein immer realer werdender herausstellte. Mir fiel zu dieser Zeit der frühen 80er der Satz ein: «Sollte in der Schweiz je eine Volksinitiative zur *Abschaffung der Armee* angenommen werden, was sicher nie der Fall sein wird, hätte das einen Putsch von geradezu südamerikanischen Ausmassen zur Folge.» Diesen Satz schob ich meiner Romanfigur Zeno Mutter, einem hierzulande älter werdenden Intellektuellen, in die Schuhe, richtiger, in den Kopf, in seine Biographie – und ich untersuchte einen Roman lang erzählerisch, was so einem mit so einem Satz im Kopf hierzulande zustösst. Er stösst mit seinem zur Formel verdichteten Verdacht «Wenn würde – sicher nie – hätte das zur Folge» auf den helvetischen Scheinputsch, der darin besteht, dass nie ein Putsch wird ausbrechen müssen, weil er in verdeckter Form je schon stattfindet. Mein Roman erschien vor der GSoA-Abstimmung 1989; und ich konnte genausowenig wie irgend jemand ahnen, dass *über eine Million* Schweizerinnen und Schweizer für die Abschaffung unserer Armee votierten und sich damit massenweise einer nicht ungefährlichen Grenze näherten.

Am 23. November 1990 erschien der Bericht der PUK 2, der an den Tag brachte, dass seit 1979 spätestens eine *Geheimarmee* aufgebaut worden war. Diese Truppe war effizient ausgerüstet und organisiert, finanziell erstaunlich hoch dotiert und offenbar auch professionell und klandestin ausgebildet worden für einen Ernstfall. Wann wer entschieden hätte, dass nun Ernstfall sei, ist bis zur Stunde mindestens noch nicht klar. Und vielleicht wird sich herausstellen, dass genau das nie klar sein wird, nie klar sein soll. Das hiesse dann allerdings etwas sehr Präzises. Ein Roman wie mein «Scheinputsch» ist ja ein metaphorisches Gebilde, errichtet in der Absicht, fiktiv zu untersuchen, welche Vorstellungen, Bilder, Ängste, Verdachte, Symptome, psychische und gesellschaftliche, mit welcher Wirklichkeit allenfalls und wie korrespondieren. Wenn Esther Bührer, als einzige Schweizerin in beiden Parlamentarischen Untersuchungskommissionen mit den Innereien helvetischer Machtabläufe befasst, am 28. November 1990 im Ständerat öffentlich die Vorstellung äussert, ungeklärte Sprengstoffanschläge könnten auf das Konto einer solchen Geheimarmee gehen, und sich fragt, ob eine Annahme der GSoA-Initiative schon der Ernstfall gewesen wäre, dann stelle ich als professioneller Produzent von Metaphern fest, dass meine Metaphern offensichtlich anfangen, in politische Realität zu verfallen. Der ästhetisch produzierte Schein finge an, politisch schie-

re Realität zu werden. Das wäre auch für einen Autor, der sich selbst als einen realistischen versteht, weder ästhetisch noch politisch wünschbar!

Als ich zugesagt hatte, diesen Vortrag zu halten, konnte man so etwas weder ahnen noch wissen. Eine Stufe im Verfallsprozess von Vorstellungen über dieses Land und in diesem Land hatte gerade noch nicht stattgefunden. Das *Thema*, das ich vorgeschlagen hatte, hat sich durch die Ereignisse notgedrungen selbst *radikalisiert*.

Die Geisterbahn einer Geheim-Schweiz

Man konnte sich *auch nach Kopp- und Fichen-Skandal* ehrlich immer noch gleichsam patriotisch darüber ärgern, wie man «uns» zumutete, uns 1991 als Siebenhundertjährige zu feiern. Man konnte immer noch sagen: «Wir» wollen das anders haben, nicht so. Wir wollen zum Beispiel angesichts eines sich zusammenwuchernden Europa die sogenannte nationale Identität noch einmal anders hinterfragen, demokratisch ausdiskutieren, ob und wie wir als Schweiz europafähig sind. Jetzt gerade sollen nicht Mythen oder heilige Kühe gefeiert werden. Jetzt müssten die Metaphern, mit denen wir notgedrungen leben, auf ihre Realitäts- und Zukunftsfähigkeit hin untersucht werden. *Kritisches Engagement* an ein Land, in dem man, wie auch immer, zuhause ist, in dem man sich auch als Minderheit so weit auskennt, dass man die Instrumente, die zur Verfügung stehen, benutzt, das Initiativrecht etwa: Die ganze GSoA war und ist nichts anderes als die Probe aufs Exempel, eine freche, eine kühne, eine tollkühne, eine, wie das Abstimmungsresultat dann zeigte, demokratisch «heimatberechtigte»!

Wenn aber die Frage möglich wird, unausweichlich würde, dringlich, die eine besonders informierte Ständerätin sich stellt, ob nämlich für eine geheime Schweiz, die wir alle nicht ausreichend kennen, nicht ausreichend kennen können, allenfalls eine *mehrheitsfähige GSoA schon der Ernstfall* wäre, dann würde alles ein wenig anders, ein wenig ganz anders. Esther Bührer verwendet in ihrer Rede im Ständerat im Bundeshaus zu Bern die Metapher: Geisterbahn, Gespensterbahn. Für alle, die weder Gespenster spielen dürften, noch könnten, noch wollten, eine denkbar ungemütliche Bude. Der Alptraum, der mich als Kind schon befiel auf dem Rummelplatz, das Ticket sei nur für die Einfahrt gewesen und für gar keine Ausfahrt mehr! Eine Geheim-Schweiz, wenn sie denn zu befürchten wäre, ist ausfahrtslos, aussichtlos, wäre ein in siebenhundert Jahren oder in hundertfünfzig oder auch nur in den letzten fünfzig Jahren bösartig gewordenes Horror-Disneyland, wäre Scheinputsch in Permanenz.

Es ist nicht beruhigend für eine normale Bürgerin, einen normalen Bürger dieses Landes, sich die Metaphoriken anzuschauen, die einem aus den jeweiligen militärisch oder kryptomilitärisch geprägten Geheim-Schweizen entgegenwuchern können. Solche Metaphern wurden ja nicht nur ausgeheckt, sie wurden jeweils gebaut, man bezog sie real, *diese Höhlen, diese Bunker, diese Keller*. Auch heute noch stehen der Landesregierung ein Bunker oder mehrere bezugsbereit zur Verfügung. Auch die Geheimarmee P-26 lagerte offenbar und natürlich ihre Arsenale unterirdisch ein. Wir hörten erstaunt, dass Keller von Nonnenklöstern für sichere Ablagerung von geheimen Dokumenten benutzt wurden, von der unverdächtigen Frömmigkeit guter Frauen bewacht.

Es ist schon einigermassen befreiend, wenn heute eine Frau, eine Politikerin (und natürlich ist es kein Zufall, dass es eine Frau ist), es sprachlich auf den Punkt bringt: Geisterbahn, Gespensterbahn. *Eine Bude ist das alles*, eine Jahrmarktbude, wenn es endlich zur Sprache gebracht ist. Und Befreiung von solchem Metapherngewucher ist dringlich – und so einfach nicht. Weil uns seit der Igelstellung, die wir, wie man uns sagt, im Zweiten Weltkrieg bezogen hätten, geschichtlich auch die Köpfe, die Mentalitäten mit solchem Gewucher systematisch verstopft wurden. Ich will hier auch nicht historisch abwägen, wie es dazu gekommen ist, wie es allenfalls dazu hat kommen müssen – zum Réduit zum Beispiel, was auch nichts anderes ist als eine mit viel Beton, mit viel Arbeit, mit viel Opfer, mit viel patriotischem Glauben realisierte Metapher.

Ausgewogenheit wird hierzulande immediat nach jedem aufgeflogenen Skandal

gründlich betrieben. Ausgewogenheit als postwendende Rechtfertigung dessen, was geschehen ist, was man geschehen liess. Ausgewogenheit als Rechtfertigung auch noch im nachhinein ist hierzulande stets garantiert. Man höre die Chevallaz, Villiger, Ernst, Zumstein, die sich auch heute wieder zu kräftigen Reden aufschwingen. Ich habe es wie viele andere langsam aber sicher satt, abzuwägen, auszuwägen. Ich habe es satt, weil ich meine, man müsse die Bilder in unsern Köpfen schlicht nennen, sie aufzählen, auf sie zeigen; damit sie uns nicht immer dichter – nicht weil sie noch gültig wären, sondern weil sie unübersichtlich zu viele sind – jede mögliche Zukunftsfähigkeit verbauen. Sonst wird es, wie ich zum Beispiel meine, geradezu unausweichlich, dass man auf eisgekühlte Schnapsideen verfällt, wenn man dieses Land in einer fragwürdigen Weltausstellung präsentieren soll. Schnapsidee, oder: Der real existierende helvetische Zynismus würde gerade auch noch architektonisch dargestellt und hergestellt.

Réduit und Landidörfli

Treten wir (unausgewogen) historisch zuerst einen und dann mehrere Schritte zurück: Das gebaute Réduit und, was es real geheissen hätte, wenn die Ideen, die zu ihm führten, in einem Ernstfall hätten realisiert werden müssen! Das Verrückte ist, dass wir das alles heute präzis historisch wissen können. Es hätte unter anderem geheissen: Die Zivilbevölkerung des ganzen Mittellandes wird geopfert, um im Réduit, in seinen ausgebauten Höhlen, Kellern, Kavernen, Spitälern, Zentralen und Bunkern das *In-Bild der Schweiz,* das Gotthard-Herz als die Armee zu retten. Das Verrückte ist, dass der heroische Glanz einer Idee offensichtlich nicht verblassen will, obwohl man in der Zwischenzeit wissen kann, dass unter einigermassen humanen Gesichtspunkten die damalige strategische Idee auch eine Schnapsidee war.

Was bleibt vom Réduit, ist ein *Selbstbild in unsern Köpfen*, eine Vorstellung von uns, wie wir gewesen wären, obwohl die in der Zwischenzeit aufgedeckten realen Verhältnisse längst schon die in den Gotthard gebaute Metapher desavouiert haben. Und von mir aus macht es wenig Sinn, sich vordringlich über den damaligen General herzumachen. Denn zu dem, was dann unter seiner Führung zu einem Réduit wurde, bestand ja eine Disposition, und diese Disposition wirkt bis heute fort in den Perversionen, die uns durch PUK-Berichte aufzutauchen beginnen.

Es gibt eine *Krypto-Logik solcher Disponiertheit* zu bestimmten Bildern, die zum Beispiel dazu führte, dass man im letzten Jahr noch, 1989, als einziges Land der Welt einen Vorwand fand, den Ausbruch eines Krieges, in den man nicht geriet, patriotisch zu feiern – und im selben Jahr die Basler Versammlung über Friede, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung nachrichtendienstlich zu beschatten. Am Ende desselben Jahres stimmten aber über eine Million Schweizerinnen und Schweizer für die GSoA-Initiative. Vielleicht eine Konstellation, die einige Gründe dafür hergibt, als Schweizer und Schweizerin nicht einfach abgeklärt zynisch zu werden – oder zu verzweifeln. Vielleicht, hoffentlich fängt doch eine bestimmte Disponiertheit an, langsam zu verfallen. Sicher sind solche Hoffnungen allerdings keineswegs, wenn man gewisse Metaphern zusammen anschaut, den je historischen Kontext verschiedener, verwobener Metaphorik.

Und da scheint mir, wie Punkt und Kontrapunkt, zum Réduit in der Not das Landidörfli unmittelbar vor der Not zu gehören. An die Landi kann ich mich noch knapp, aber in Einzelheiten deutlich erinnern. Als Dreijähriger hörte ich dort zum ersten Mal das Wort Krieg, und dass er bevorstehe. Ans Landidörfli selbst erinnere ich mich nicht mehr. Das schaute ich mir als Heranwachsender, während draussen noch Krieg war, immer wieder an im grossen Landi-Buch. Da war ja beim Zürihorn, verbunden mit einer Schwebebahn, auch etwas gebaut worden: ein Stück heile Welt, könnte man sagen. Richtiger: ein Stück *garantierte Untangiertheit, Untangierbarkeit* von uns selbst, richtiger, vom Bild, das wir vor der ausbrechenden Bedrohung von uns selbst haben sollten.

Aber genau das sollte dann nicht dort verteidigt werden, wo es zwar so auch schon lange nicht mehr real stattfand, aber doch noch «aufgeführt» werden konnte,

mitten in Zürich als eine bäuerlich-dörfliche Schweizerwelt im weiten bewohnbaren Land; nicht dort sollte das verteidigt werden, sondern im Réduit, wo genau nicht das zwar idealisierte Schweizer-Leben stattfand, sondern nur die eingeigelte Männerarmee. Das heisst, die beiden Metaphoriken, die ausgebuddelte, ausgebaute Wehrhaftigkeit des Réduit vom Rütli bis zum Gotthard und die Metapher vom eigentlich richtigen Schweizer-Leben waren örtlich so dissoziiert, dass sie nur noch gleichsam *in einer Gesamt-Nationalseele vereinigt* werden konnten, in einem grossen Heilsgefühl möglicher nationaler Verschontheit.

Ich bin sicher, dass auf der Ebene wirksamer Metaphern solche eigentlich durch die Realität desavouierten Dissoziationen immer wieder im seelischen Gesamthaushalt der Nation ins Spiel kamen, vor allem, ins Spiel gebracht wurden. *Widersprüche* wurden auch *in Bildern* zusammengezwungen, wenn während der Anbauschlacht neben dem Bellevue in Zürich Kartoffeln angepflanzt wurden. Da wurde Wehrwille zu bäuerlichem Alltag mitten in der Stadt umgedeutet. Umgekehrt bedauerte man fast zur selben Zeit mit Sentiment, wie dieses wohnliche Land, wenn nicht durch einen Krieg, so durch Verstädterung in seinem heilen Wesen möglicherweise zerstört werde. Im sogenannten Brunnehoflied heisst's, wenn ich mich richtig erinnere: «Die Stadt streckt die steinernen Finger aufs Land.» Und meine Erinnerung hört dieses Lied aus dem Radio jener Zeit, dessen Studio gerade an dieser besungenen Konfliktgrenze lag.

Was heisst das alles? Wenn ich nur schon die Versatzstücke dessen, was ich selbst noch autobiographisch zu erinnern und zu orten vermag, aneinanderreihe, zeigt sich in meinen Assoziationen ein Riss, eine *fundamentale Dissoziation* – immer wieder zusammengewungen, übertüncht, überkleistert. Und heute sehen wir uns verdutzt, erschrocken, ertappt, je nach Wahrnehmung und Herkunft, in einer Gespensterbahn und einer Geheim-Schweiz gegenüber, zu der spätestens schon im Gotthardmassiv und -mythos der Grund nicht gelegt, aber ausgehoben worden war. Und dies alles ganz knapp vor der Jubelfeier, zu der man sich anschicken zu müssen meint, 1991, und knapp vor dem Zeitpunkt, 1992 etwa, an dem wir uns offenbar ernsthaft die Frage stellen müssen, ob, wann und wie wir in das grössere Ganze gelangen, dem ausgerechnet der jahrzehntelange nationale Intimfeind, jetzt in der Gestalt von Herrn Gorbatschow, den Namen gegeben hat, ins Haus Europa.

Das eigenartige Schweizerhaus unseres Nationaldichters

Ich will, bevor es so weit ist, noch einen Schritt zurücktreten, immer weiter bewusst historisch unausgewogen. Ich lasse alle guten Sitten des gelernten Germanisten fahren und breche ein paar wenige Bilder aus dem Kontext des Gesamtwerks unseres Nationaldichters Keller heraus, um sie ehrfurchtslos anzuschauen. Dazu fühle ich mich geradezu gedrängt, weil gewisse Feiern zu seinem hundertsten Todestag einen Vorgeschmack von dem abgaben, was uns im nächsten Jahr ereilen wird.

Es gibt allerdings noch einen tieferen Grund für *programmatische Ehrfurchtslosigkeit*. Eine heutige Schweiz könnte eigentlich nächstes Jahr gar nicht ihr siebenhundertjähriges Alter feiern, auch wenn das Datum 1291 in seiner historischen Bedeutung gesicherter wäre, als es ist. Die heutige Schweiz ist nächstes Jahr höchstens 143 oder 193 Jahre alt, je nachdem, ob man den Neuanfang der heutigen Eidgenossenschaft schon mit dem Zusammenbruch der alten im Jahre 1798 oder mit der endgültigen verfassungsmässigen Konstruktion einer neuen im Jahre 1848 anheben lässt. Als Leitfiguren des ersten Neuanfangs könnten Pestalozzi oder Stapfer herausgehoben werden, als Leitfiguren des zweiten Escher oder eben Keller.

Und weil gerade *linke Kritiker von CH 91* 1998 als das richtige doppelte Jubiläumsjahr zu postulieren beginnen, fange ich als alter Kritiker und Linker an, vorsichtig zu werden, neuen, wieder nicht sehr sinnvollen Gebrauch von Metaphern befürchtend. Ich kann noch anfügen, dass ich persönlich mit einer 200-Jahrfeier 1998 (wenn schon) wesentlich weniger Mühe hätte als mit einer 150-Jahrfeier!

Keller nun ist sicher der Dichter, der immer wieder Gelegenheiten wahrnahm, den 1848 eben gegründeten Staat zu besin-

gen. Ich weiss natürlich auch, dass es ebenfalls Keller ist, der den Martin Salander schreiben wird, der im Grünen Heinrich eine erschreckend gültige Vision einer Diktatur der Mehrheit und einer entsprechenden Verunglimpfung von Minderheiten entworfen hat. Das soll man immer wieder mal nachlesen. Aber es ist derselbe Keller, der etwa in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts gern zur Feder griff, um einer Feier, einem Sängerfest, einem Schützenfest, einer Feier der Wehrhaftigkeit die *zügigen Metaphern* zu liefern. Und es ist natürlich nicht zufälligerweise derselbe Keller.

In einem dieser Gedichte entwirft er ein etwas eigenartiges Schweizerhaus. Ich zitiere die erste Strophe:

«Heisst ein Haus zum Schweizerdegen,
Lustig muss die Herberg sein;
Denn die Trommel spricht den Segen,
Und der Wirt schenkt Roten ein!
Kommen die Gäste, schön Wirtin sie lacht,
Sie hat schon manchen zu Bette gebracht!»

Das *Lied vom «Schweizerdegen»* kennen Sänger in Sängervereinen und Mitglieder von Studentenverbindungen sicher. Und ich gebe freimütig zu, dass ich das Lied in sehr jungen Jahren bedenkenlos, vielleicht sogar mit Inbrunst gesungen habe. Die erste Strophe, die einzige, die man für gewöhnlich von solchen und ähnlichen Gebilden auswendig kann, ist ja denn auch höchstens etwas mehrdeutig, vom eingeschenkten Roten bis zu der die Gäste ins Bett bringenden Wirtin.

Die Metaphorik verdeutlicht sich dann allerdings in der zweiten Strophe rabiat:

«Ist kein Volk fast allerwegen,
Was da nicht schon eingekehrt,
Und der Wirt zum Schweizerdegen
hat den Eintritt nie verwehrt,
Hat dann die blutige Zeche gemacht,
Dass die Frau Wirtin vor Freuden gelacht.»

Die Gastlichkeit dieses Hauses zum Schweizerdegen ist etwas unerwartet. Aus dem Roten wird Blut, und das Lachen der Wirtin gilt ganz anderen Freuden, als man naiv hätte denken können.

Es ist schon fast gespenstisch, wie das Haus, das ein Gasthaus zu sein schien, in der dritten Strophe sich nochmals verändert:

«Zwei und zwanzig Schilde blitzen
von dem Giebel weit zu Tal:
Zeug- und Bannerherren sitzen
Harrend in dem hohen Saal,
Lauschend, bis jauchzend die Mutter sie ruft
Und von den Schilden erklinget die Luft.»

Wer da hineingerät in diese Beiz, gerät in einen richtigen *Hinterhalt*. Wenn er die Zeichen am Giebel des Hauses nicht gesehen hat, ist er halt selber schuld.

In der nächsten Strophe weitet Keller die Gasthausmetapher aus, spricht aus, was gemeint ist. Das Haus meint die Schweiz, oder: die Schweiz ist ein *wehrhaftes Haus!* Der Klartext zum Bild ist militärisch, und Geheimnis umgibt nur noch die Figur der Wirtin.

«Und auf allen Weg' und Stegen
Steht es auf zu Berg und Tal;
Hört, es klingt der Schweizerdegen,
Hört, es singt der alte Stahl!
Tut ihm genug und erprobt ihn vereint!
Besser, das Mütterchen lacht, als es weint!»

Es fällt auf, dass aus der kessen, lachenden Wirtin ein Mütterchen geworden ist. Und dieses Mütterchen würde weinen, oder es hätte Grund zum Weinen, wenn man nicht, für es offenbar, gemeinsam den Schweizerdegen schwingen wollte. Immerhin, man vergesse das Blut nicht, obwohl in der letzten Strophe sich alles jetzt ins Grossartige weitet:

«Wo in Ländern, schön gelegen,
Wo in altgetürmter Stadt
Schweizerherz und Schweizerdegen
Die gemeine Herrschaft hat,
Da ist die Mutter, so hold und so fein,
Lacht sie, so wird's Frau Helvetia sein!»

Jetzt wird der Schleier um die Frauenfigur auch noch gelüftet: die Wirtin, das Mütterchen ist Frau Helvetia.

Ganz so einfach ist das allerdings nicht, wenn ein Keller vaterländische Metaphern produziert. Helvetia ist nicht einfach da und erkennbar. Man muss sie offenbar erst mit

dem geschwungenen Schweizerdegen zum Lachen bringen, bis sie die unsichere Gnade gibt, sich als Helvetia zu erkennen zu geben: «Lacht sie, so wird's Frau Helvetia sein.» Man könnte aus Kellers Biographie Hintergründiges über diese *Helvetia-Werdung,* über das Weib, das Mütterchen und die Mutter zusammentragen und dabei spekulativ (und vielleicht gar nicht so spekulativ) einiges über den psychischen Grund bei der Entstehung gewisser nationaler Metaphern vermuten.

Ich habe im neusten Heft der Zeitschrift «Widerspruch» eine andere solche Spur verfolgt, die Vater-Sohn-Mythologie, die fast zur selben Zeit, basierend auf Schiller, über Vater und Sohn Tell von Gotthelf breit entwickelt worden ist. Ich will diese andere Spur im frühen Metapherngewucher im neuen Schweizerhaus nur erwähnen und hier noch weitere Kellerverse über die Helvetia anfügen.

Sein wohl *berühmtestes vaterländisches Gedicht* fängt an mit den buchstäblich innigen, von ihm selbst so genannten Versen:

«O mein Heimatland! O mein Vaterland!
Wie so innig feurig lieb ich dich!...»

In der dritten Strophe dieses Gedichts erscheint die Helvetia noch einmal in anderem Licht:

«Als ich fern dir war, o Helvetia!
Fasste manchmal mich ein tiefes Leid;
Doch wie kehrte schnell es sich in Freud,
Wenn ich einen deiner Söhne sah!»

Man würde Keller wohl gerecht, wenn man seine innig erklärte Heimatliebe als eine Art von Heimweh interpretierte, richtiger, als ein *Weh nach Heimat*, eine dichterische Forderung, ein Postulat nach Heimat. Und auch das liesse sich wieder in Kellers Schriftsteller-Biographie begründen, müsste sich dort begründen lassen, wenn man Keller als Dichter, als Schriftsteller, als Bürger in diesem Land zu seiner Zeit gerecht werden wollte. Ich will hier Keller nicht in diesem Sinn germanistisch gerecht werden.

Man könnte daran auch einen langen Exkurs über die *Schwierigkeiten der Schriftsteller in diesem Land* anfügen bis zu Max Frisch und zu Dürrenmatts frühem Vers «Schweiz, Don Quixote der Völker, warum muss ich dich lieben». Das will ich hier alles nicht, obwohl die Metaphernproduktion der Autoren dieses Landes natürlich nicht zu vernachlässigen wäre, wenn man umfänglich und gründlich den Verfall der Metaphern darstellen wollte.

Der Wurm in Kellers Nationalästhetik

Ich nehme den soeben umfänglich zitierten Kellertext vom «Schweizerdegen» als Symptom. Und da muss ich in anderer als germanistischer Hinsicht noch einmal genauer werden. Erstens ist die Gelegenheit zu nennen, bei der und für die das Gedicht entstanden ist. Das Gedicht war das «Tischlied am Jahresfest der schweizerischen Militärgesellschaft 1857». Und daran interessiert mich nun viel weniger Kellers persönliche Einstellung zur Landesverteidigung als die *Situation des Landes*, das die Kellersche Metaphernproduktion brauchen konnte und sie (bis heute) auch braucht. Auch das ist hier nur skizziert, äusserst verkürzt zu machen.

Die neue Schweiz, die sich nach einem kurzen, relativ unblutigen Bürgerkrieg, über den, als er 1847 stattfand, Friedrich Engels noch ausführlich gespottet hatte, nun zum Bundesstaat zusammenraufte, hatte es nach innen und aussen sehr schnell nicht einfach, kam in einem im grossen und ganzen reaktionär gebliebenen oder wie in Frankreich unter Napoleon III. anders wieder reaktionär gewordenen Europa verschiedentlich unter Druck. Interessant und herauszuheben ist, was auch schon damals von aussen bedroht war, und wie man sich mit der Bedrohung zu arrangieren hatte. Kellers Gedicht und der Ort, für den er es verfasst hat, ist präziser Ausdruck solchen *Arrangements*. Bedroht war, vor allem in der Neuenburger- und der Savoyer-Geschichte, der Status der Neutralität. Druck wurde ausgeübt auf die Asylpolitik des jungen, liberalen Staatsgebildes. Und schon damals unterzog man sich dem Druck. Und schliesslich war man insgesamt gezwungen, sich ein erstes Mal gleichsam stärker zu militarisieren.

Man könnte allerdings sagen, es dauerte buchstäblich bis zum Ersten Weltkrieg, bis ein Wille die Standards des umgebenden

Europa glaubte aufholend erreichen zu können, erreichen zu müssen. Darüber wird dann ein anderer symptomatischer Autor dieses Landes buchstäblich eine spiegelnde Metaphorik errichten. Ich meine Inglin und seinen «Schweizerspiegel», in dem alles schon viel weiter gediehen ist als in der Metaphernproduktion eines Gottfried Keller.

Also lassen wir die Weiterungen und bleiben noch bei Keller. Sein Gedicht vom «Schweizerdegen» ist ein frühes *helvetisches In-Bild*, das schon alle zweideutig zusammengehaltene Widersprüchlichkeit, die uns heute nur noch gespenstisch vorkommen sollte, in nuce enthält, wie sich eben bei der Lektüre des Textes gezeigt hat. Es ist aber sofort ein Zweites zu betonen: Nichts wäre in jeder Hinsicht falscher (und dümmer), als Kellers Gedicht «schlecht» zu finden. Der «Schweizerdegen» ist der raffinierteste Ausdruck der tiefen Widersprüchlichkeit (und ihrer Verdeckung) von national gemeinter Metapher à la Suisse. Ich möchte das noch etwas ausführen.

Zunächst: Keller hat sehr genau gewusst, was er tat, wenn er bei sich bietender Gelegenheit dem Volke Lieder schuf, vor allem in dieser Zeit, als er noch nicht als Beamter an dieses Staatswesen gebunden war. Anders und banal gesagt: Keller wollte das. Vier Jahre nach diesem Gedicht, gerade am Ende seiner freien Schriftstellerei, erschien im «Morgenblatt für gebildete Leser» des Cotta-Verlags eine Prosaarbeit mit dem Titel «Am Mythenstein». Mir scheint, dass man sich mit diesem zentralen Text Kellers viel zu wenig auseinandersetzt. Dabei ist schon der Anlass, die Gelegenheit zu ihm im höchsten Grad aufregend für unsere Thematik.

Im Jahr von *Schillers hundertstem Geburtstag* 1859 ehrten die drei Urschweizer Kantone den Dichter des Nationaldramas Wilhelm Tell auf ziemlich beeindruckende Weise. Sie funktionierten den spitzen Felsvorsprung am Eingang zum Urner Arm des Vierwaldstättersees zu einem Denkmal um, indem sie an den Fels die heute noch dort zu lesenden goldenen Lettern anbringen liessen. Der Stein heisst bis heute bekanntlich Schillerstein. Ein Teil der Prosaarbeit von Keller ist eine farbige Reportage über dieses Einweihungsfest, das auf dem See mit Nauen und Schiffen stattfand.

Der Text enthält vieles. Zum Beispiel ganz am Anfang eine Auseinandersetzung mit der *Brauchbarkeit des Tellmythos*, obwohl dieser historisch ungesichert ist, was auch schon Keller weiss. Keller plädiert unbedingt für Brauchbarkeit trotzdem. Höchst interessant ist auch, wie Keller den drei Kantonen, die ja zum Sonderbund und damit eigentlich zu Kellers früheren politischen Feinden gehörten, gerecht zu werden versucht. Es wird immer deutlicher, dass Keller gerade bei einem solchen innerschweizerischen Festakt Volk entdeckt, wie er es haben möchte, wie er es braucht für seine Vorstellungswelten, Visionen für dieses Land. Wir können das hier alles nicht ausführen.

Ich möchte nur einen zentralen Punkt im knapp dreissig Seiten starken Text etwas ausführlicher streifen, die Passagen, in denen Keller explizit der Forderung einer «*einfach grossen Nationalästhetik*» das Wort redet. O-Ton Keller: «Seit die Schweiz, nach fünfzigjährigen Kämpfen (Keller meint das halbe Jahrhundert zwischen 1798 und 1848 – M.Z.), ihren Schwerpunkt wieder in sich selbst gefunden hat, haben ihre Volksfeste einen neuen Aufschwung genommen, und die Lust zu Aufzügen und öffentlichen Spielen ist überall neu erwacht.» Was für Keller vorläufig fehlt, ist ein auf dem eigenen Mist gewachsenes nationales Schauspiel. Drum müssen auch die Urner, Schwyzer und Unterwaldner vorläufig noch den Schwaben Schiller in volkstümlichem Feste feiern. Schillers Tochter hat im übrigen, wie Keller berichtet, brieflich eine Grussbotschaft übermittelt.

Alles sehr schön, aber etwas wurmt den Dichter. Man hat die grosse metaphorische Selbstdarstellung noch nicht selbst geschafft, trotz gewaltiger, anhaltender Festbereitschaft rundum im Land. Man lebt noch vom Import, weil sich noch *nichts wirklich brauchbar Eigenes* hervorgetan hat. So fährt Keller skeptisch und mit Hoffnung zugleich fort: «So leicht ist nun freilich der gewaltige Vorhang einer neuen Nationalbühne nicht in die Höhe zu ziehen; nur die Zeit selbst vermag ihn zu bewegen, dass er majestätisch sich aufrollt. Dennoch dürfte gerade das Schauspiel diejenige Kunst sein, in welcher das Schweizervolk mit der Zeit etwas Eigenes und Ursprüngli-

ches ermöglichen kann, da es die ‹Mütter› dazu besitzt, nämlich grosse und echte Nationalfeste, an welchen Hunderttausende sich beteiligen mit dem ausschliesslichen Gedanken des Vaterlandes.»

Man könnte böse anmerken: Wir haben warten müssen, bis einer für uns endlich die Metapher «Güllen» erfand, und weiter den Verdacht äussern, dass 1991 Hunderttausende den Festivitäten vor allem fernbleiben werden. So ändern sich eben die Zeiten; nach der Aufbruchstimmung ist knapp hundertfünfzig Jahre später halt Abbruchstimmung. Es ist dummerweise alles viel komplexer, weil bei Keller selbst schon der Wurm drin ist. Kellers nationalästhetischen Reflexionen laufen zwar natürlich auf höchstem intellektuellem Niveau ab, selbstredend turmhoch über allem, was heute so für Jubelfeiern zusammengeschustert wird. Er selbst weiss sehr Genaues über das Problem, das in der Verbindlichkeit und vor allem *Verwendbarkeit von Metaphern* für ein ganzes Volk besteht. Keller formuliert es folgendermassen: «Einer, der z.B. neue Metaphern zusammensucht, wird dadurch nicht wahrhaft neu, weil die Metapher überhaupt etwas Uraltes ist. Das Neue wird überhaupt nicht von Einzelnen auszuhecken und willkürlich von aussen in die Welt hineinzubringen sein; vielmehr wird es darauf hinauslaufen, dass es der gelungene Ausdruck des Innerlichen, Zuständlichen und Notwendigen ist, das jeweils in einer Zeit und in einem Volke steckt, etwas sehr Nahes, Bekanntes und Verwandtes, etwas sehr Einfaches, fast wie das Ei des Kolumbus.» Bekanntermassen steht dieses Ei, indem man ihm die Spitze eindrückt!

Die wahren Bilder: Eisenbahnen und Kreditanstalten

Lassen wir die Kalauer. Was Keller in diesem Text weiter entwickelt, wie er sich vorstellt, wie das Ei des Kolumbus einer tragenden nationalen Metaphorik allenfalls aussehen könnte, ist bedenkenswert, weil es auch bedenklich ist. Keller sucht es, das «Eigene und Ursprüngliche», tatsächlich weiter im «grossen und echten Nationalfeste». Und was er da in der Phantasie über die damals real existierenden Feste (wie er sie in seiner Novelle «Das Fähnlein der sieben Aufrechten» gültig beschrieben hat) hinaus entwickelt, tendiert schon zu so etwas wie einem *Gesamtkunstwerk.* Keller nimmt an einer Stelle eigens Bezug auf Richard Wagner und distanziert sich von ihm, das heisst eigentlich nur von dessen Realisationsformen, nicht von dessen Anspruch. Es sollte zwar das zu gewaltigen Chören formierte Volk Volk bleiben; aber dieses Volk sollte mit der Zeit auch eine Art Bühnenweihfestspiel, ein anderes als das Wagnersche sicher, aus tausend Kehlen verkünden.

Keller lässt in diesem Aufsatz seinen Vorstellungen alle Zügel schiessen, vielleicht weil er insgeheim schon genau wusste, dass er das alles sicher nie inszenieren konnte, vielleicht nicht einmal wollte. Aber *im Geiste inszeniert er die Massen* schon zu buchstäblich bewegter Einheit auf riesiger Bühne in riesiger für solche Veranstaltung eigens gebauter Festbude. Er malt sich aus, wie die Chöre die innere Bewegung der Texte und der Musiken, inszeniert-gemessen, in Massenbewegungen umsetzen sollten; wie die Sänger und Sängerinnen mit wenigen, natürlich choreographisch geführten Schritten nach vorwärts, zur Seite, nach rückwärts, mit bedeutenden Gebärden der Hände – als Riesenchor gleichsam ein bewegter Körper, der Volkskörper – die bedeutende Botschaft der Bilder, Metaphern zu einem grossen Ganzen bilden würden.

Diese Vision überstrahlt schliesslich in seinem Text immer mehr andere gedankliche Skizzen, etwa die, wie aus den volkstümlichen Theatertraditionen des Schwanks anders herum ein nationales Theater bis hin zur politischen Aktualität sich entwickeln könnte. Etwas despektierlich könnte man sagen: Keller fährt in diesem Text über den «Mythenstein» ins Grosse und Gewaltige (in manchem Sinne) voll ab. Was in den realen Festen und in Kellers Gelegenheitsgedichten zu und bei ihnen tatsächlich realisiert wurde, war natürlich weit unter den Höhenflügen dieses Textes. Aber er schwebte Keller fantastisch vor, der mit einer Nationalästhetik gestaltete Volkskörper in einem gewaltigen Spektakel, in einer *gewaltigen Festbude.*

Was verleitete Keller zu solcher Vision, unmittelbar bevor er seine schriftstellerische Freiheit in den Staatsdienst als Staats-

schreiber des Kantons Zürich einspannen liess? Vielleicht muss man einen der zitierten Sätze noch einmal lesen, den, in dem plötzlich, von Keller mit Anführungsstrichen versehen, «*Mütter*» auftauchen. Das «Schweizervolk» habe gleichsam die Fähigkeit zur Nationalästhetik, schreibt Keller, «da es die ‹Mütter› dazu besitzt, nämlich grosse und echte Nationalfeste, an welchen Hunderttausende sich beteiligen mit dem ausschliesslichen Gedanken des Vaterlandes». Wieder die Mütter, die zur Helvetia werden? Wie im Gedicht vom «Schweizerdegen»? Ja, aber diesmal ist die Chiffre Mutter, Frau eh schon noch entpersonalisierter, ein irgendwie mütterliches nationales Festprinzip, das dem puren Gedanken des Vaterlandes zur Metapher verhelfen soll, zur strahlenden Helvetia. «Heil dir Helvetia, hast noch der Söhne ja, wie ich sie ferne sah.» Das ist natürlich ein absolut unstatthafter Textverschnitt von mir. Aber die Kellerschen National-Texte der fünfziger Jahre sind zwar in ihrer literarischen Machart erstaunlich raffiniert und gekonnt, aber in ihrer Metaphorik von einer ebenso erstaunlichen und, wie mir scheint, verzweifelten Dürftigkeit und Beliebigkeit.

Hart und trocken: Da, am Anfang der neuen Schweiz, ist metaphorisch absolut nichts zu holen, gerade bei demjenigen nicht, der sich mit grösstem literarischen Können für eine Nationalästhetik, eine Zeitlang mindestens, sehr engagiert hatte. Die wahren Bilder, die uns blieben, sind die Eisenbahnen und die Kreditanstalten. *Escher* wusste real, was diese Schweiz ist, sein kann und zu sein hat, *nicht Keller*. Es ist anzunehmen oder zu befürchten, je nach Standpunkt, dass wir das, was real blieb, einbringen ins europäische Haus. In diesem Haus wird's wohl vom Osten her nicht mehr bedrohlich, aber zügig werden, und irgendwo im Süden werden wir Mauern errichten. Sevilla ist sicher auch eine Bauetappe. Aber was heisst in solchen Zusammenhängen schon «wir»?

Der missbrauchte Bruder Klaus

So trete ich denn noch einmal einen Schritt zurück und mute Ihnen in einer Art Nachtrag noch eine Metapher zu, die sehr weit zurückliegt. Ich übersetze verkürzt aus einem erst 1928 wieder entdeckten Text, dessen *Vision* sicher auf einen fast wie Wilhelm Tell Berühmten unserer Geschichte zurückgeht: «Als ich hinausging aus der leuchtenden Helle mit dem klaren Brunnen und dem Tabernakel in der Mitte des Brunnens, sah ich viele Leute, die schwere Arbeit taten und sehr arm waren. Sie wären alle gern hereingekommen. Doch war ein Zaun um den Platz. Und am Gatter stand einer, der sagte zu den Leuten, die herein wollten: ‹Ich lass euch nicht durch, ihr gebt mir denn den Batzen.› Ein anderer drehte den Kreisel auf der Hand und sagte: ‹Das ist erdacht, dass ihr mir den Batzen gebt.› Ich sah Pfeifer, die eins pfiffen und von den Leuten den Batzen heischten, sah Schneider, Schuhmacher und allerlei Handwerksleute, die alle den Batzen haben wollten. Und bis die Leute das alles bezahlt hatten, waren sie so arm und schwach, dass sie nicht mehr die Kraft hatten, hereinzukommen, sie konnten gar nicht alles bezahlen, sie waren am Verhungern. Ich sah niemand durchs Gatter im Zaun hereinkommen in die leuchtende Helle und vom Wasser des Lebens schöpfen, das aus dem Tabernakel strömte.»

Dem Mann, der diese Vision vor mehr als fünfhundert Jahren hatte, schob man später den Spruch in den Mund, den er nie gesagt hat: «Machet nit zu wyt den Zun.» Das hatte der seinen zerstrittenen Landsleuten damals gerade nicht zugerufen. Aber man verstand es auch noch während des Zweiten Weltkriegs, diese Figur für unsere Igel-Mythen zu missbrauchen. Dabei gewänne die Vision, die damals die über einer Beute zerstrittenen Eidgenossen aufrütteln sollte, ziemlich erstaunliche, durchaus heute verwendbare Dimensionen.

Sie wundern sich vielleicht, dass ich hier zum Schluss also den Bruder Klaus zitiere, von dem die Vision stammt. Sie haben mich ja als Schriftsteller in diesem Land zu diesem Vortrag eingeladen, als einen, der sich *in Sachen Schweiz* zu Worte meldet. Ich habe in den letzten zwei Jahren im Auftrag der Pro Juventute eine Art Schweizergeschichte geschrieben mit dem Titel «Hast noch Söhne ja, oder: Schweizergeschichte jugendfrei?» Ich erfuhr eben erst, dass die Geschäftsleitung der Pro Juventute sich ent-

schlossen hat, nun das Buch trotz Bedenken herauszubringen!

Sie fragen sich vielleicht: Wie kann man nur?! Offenbar bin ich immer noch genügend (vielleicht ungebührlich) verkrallt in dieses Land, dass ich auch die Schweizergeschichts-lange Produktion von Metaphern untersuchen will. So erzähl ich denn in diesem Buch in vier Teilen einiges noch einmal nach, mit der Absicht, «*Metaphern-gestöber*» auch ein wenig zu vertreiben. Das Wort «Metapherngestöber» hat Paul Celan in einem Gedicht geprägt – und dabei sicher nicht an die Schweiz gedacht. Aber «Metapherngestöber» benennt einen höchst gefährlichen Zustand überhaupt. In was für Gespensterbahnen, Geisterbahnen man damit auch hierzulande geraten kann, zeigt sich. Ich komme am Schluss jedes der vier Abschnitte, diese zusammenfassend, jeweils zu einem Gedicht, das je kontra-metaphorisch angelegt ist. Mit diesen vier Gedichten möchte ich meine Reflexion über den helvetischen Zerfall von Metaphern abschliessen.

Sergius Golowin sagt in einem seiner Bücher zum mythischen *Tell*, er bleibe das Bild vom «freien Wilden Mann»: «Offenbar schon Jahrhunderte vor seiner Verkleidung als Tell; genau wie dann auch Jahrhunderte später.» Das führt zu meinem ersten Gedicht:

Vom Gründen

Verkleidet als der Wilhelm Tell
Verkleidet als der Gessler
Verkleidet als der Bub des Tell
Verkleidet als das Volk,
das heisst: die Männer auf dem Rütli,
verkleidet sagen wir:
So war das!

Verkleidet und mit kühnem Blick
Gegen den mit dem Tyrannenblick
und unter einem Apfel
Kinderaugen
und oben gross der Föhn
und empor den Blick
in dunkler Nacht,
verkleidet als das Volk,
das heisst: die Männer auf dem Rütli,
verkleidet und so blickend sagen wir:
So sind wir!

Verkleidet sagen wir:
Wir sind so,
weil das war,
und das, was war,
das haben wir gegründet.

Nicht schlecht!
Das heisst:
Wir gründen immerzu
– dieselbe Schweiz.

Nicht schlechter wäre:
Wir gründeten immerzu die Schweiz,
nicht bloss dieselbe.

Zum zweiten Gedicht hat mich der *Klaus* und seine Rebellion im Ranft veranlasst. Es heisst:

Von Rebellen

Angenommen,
man überrannte für einmal
den Zaun,
es gelänge
und man machte
ein Freudenfeuer aus
dem Zaunholz.

Dann werden wahrscheinlich
mit der Zeit
bessere Zäune gebaut,
aus Stacheldraht
und dahinter ein Bunker.

Angenommen aber,
es gelingt einem
den Zaun zu zeichnen,
zu schildern, genau,
mit strenger Liebe
zum Detail sogar,
was am Zaun sich abspielt,
wer davor steht
und, genauer noch,
wer dahinter.

Dann würde das Wissen
über Zäune
langsam wachsen,
vielleicht,
in ferner Zeit,
die Perfektion ihrer Herstellung
überrunden,
überwinden.

Zum dritten Gedicht führte hauptsächlich die Auseinandersetzung mit *Pestalozzi*, demjenigen, der bekanntlich das Bürgerrecht, das ihm die Französische Revolution zugesprochen hatte, nie zurückgab. In seinem Waisenhausexperiment in Stans, einem sozialen Experiment in der Stunde Null des Elends, betrachtete er jeweils eine Kürbispflanze vor seinem Fenster – und übersah den Wurm nicht, der in ihr steckte. Mein drittes Gedicht handelt:

Von Volk

Von Volk ist die Rede
NICHT vom Volk.
Wenn vom Volk die Rede ist,
hat es meist
irgendeine Herrschaft
schon wieder im Griff ...

Da ist der Wurm drin
im Volk,
zu dem man
väterlich spricht, ihm sagt,
wie es zu sein habe, das Volk.

Volk ist immer anders,
als man denkt, es sei.
Volk sind schliesslich wir,
das heisst:
ich und die andern ...
Da ist der Wurm drin:
Volk, das sind immer die andern ...

Sicher ist offenbar nur:
Das Elend fände man
immer im Volk;
aber da schauen
nur wenige nicht weg.

Und die Stimme des Volks?
Volkstümlich ist die nicht,
sonst ist der Wurm drin ...

Das letzte Gedicht handelt schliesslich davon, dass wir der «Souverän» seien, und wie uns mit diesem Zuspruch gründlich ausgetrieben wird, wir könnten wir sein. Es handelt:

Vom Souverän

Wir seien selbst der Souverän!
Die Frage heisst:
«Wer ist wir?»
Und weiter:
«Wie souverän ist wer?»

Souverän heisst wörtlich:
Das, was drüber steht, –
Wir stünden also uns selbst jetzt drüber
und kein Herr mehr,
kein gnädiger und kein andrer! Schön!

Die Frage hiesse also:
«Wer würde uns an etwas hindern
können?»
Die Antwort:
«Der Staat, der Rechtsstaat.»
«Aber wir sind doch der Souverän des
Staats,
wir stehen drüber, oder nicht?»
Die Antwort:
«Nur insoweit, als
ihr euch selbst pariert.»
«Und Widerstand DAGEGEN?»
Die Antwort:
«Das gibt es nicht.»
«Wer sagt das?»
Die Antwort:
«Der Souverän.»
«Da beisst sich etwas in den Schwanz!»
Die Antwort:
«Das soll es auch.»
«Warum?»
Die Antwort:
«Damit sich möglichst wenig ändert.»

«Gesamtverteidigung ist nichts anderes als die durchorganisierte Intimität einer ganzen Nation mit ihrer unbewussten Angst.»

(Zeno Mutter, in: Manfred Züfle, Der Scheinputsch, Zürich 1989, S. 239)